

future : lab 2004 (Ludwigshafen, 08.10.2004)

Eröffnungsvortrag von

Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin,

Staatsminister a. D.; Lehrstuhl für Politische Theorie und Philosophie

Abschrift der Videoaufzeichnung

erstellt von: Carsten Kimmle

Alte Bildungsideale und neue Herausforderungen der Wissensgesellschaft

„Frau Oberbürgermeisterin, Herr Kufeld, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Die Atmosphäre hier im Ernst-Bloch-Zentrum ist etwas ganz Besonderes. Das mag an diesem Schwebezustand der Glasdecke über dem Arbeitszimmer von Ernst Bloch liegen. Das ehemalige Arbeitszimmer eines der größten Denker, den Deutschland im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat, ist an Bescheidenheit kaum überbietbar. Dieses Besondere füllt den gesamten Raum, auch mental. Die, die hier arbeiten, die merken das vielleicht gar nicht mehr. Diese Idee der Gestaltung einer Ausstellung über einen Philosophen, ich weiß nicht, ob es das sonst irgendwo noch gibt. Vielleicht kann uns diese Atmosphäre in der Tat im Sinne des Prinzips Hoffnung ein wenig inspirieren.

Auf der heutigen Tagung future:lab geht es um die Region des Wissens und um das Rhein-Neckar-Dreieck. Auch wenn dies nicht mein Forschungsgebiet ist und dies hier nicht mein Lebensraum, so macht es doch Sinn ein wenig zurückzutreten. Dies wird sicherlich eine sehr konzentrierte Tagung, schaut man sich all die Beiträge an, die im Laufe des Tages gehalten werden. Zurücktreten meine ich, um sich über die Grundbegriffe Gedanken zu machen.

Was heißt „Wissensgesellschaft“?

Nehmen wir das Stichwort „Wissensgesellschaft“. Dieser Begriff prägt unsere Diskussion sehr stark, auch ohne dass es uns bewusst ist. Manches, was vielleicht als neue Herausforderung begriffen wird, ist womöglich eine ziemlich alte Herausforderung des Bildungswesens insgesamt. Ich möchte eine These – etwas provokativ zugespitzt – begründen: Wir würden gut

daran tun, einen Teil dessen, was man als humanistische Bildungsideale bezeichnet, zu revitalisieren. Das ist die angemessene Antwort auf diese neuen Herausforderungen. Das übersehen wir jedoch manchmal. Die aktuelle Wissenschaftspolitik aller Parteien – wir dürfen nicht zu kritisch sein, aber ich will es dennoch andeuten – tendiert zu Lösungen, die sich nicht als nachhaltig herausstellen werden. Wir müssen sehr aufpassen, dass wir die richtigen Weichenstellungen vornehmen. Das ist jetzt die Chance! Wir wissen, da ist in den vergangenen Jahrzehnten etwas schief gelaufen.

Herr Kufeld, Sie haben es angesprochen, die Pisa-Studie war gottlob ein Schock, weil damit das Selbstbild, was die Bundesrepublik noch immer von sich hatte, erschüttert wurde. Manches ist darin sicher überzeichnet, auch in den Debatten, die seitdem stattgefunden haben. Aber wir müssen uns Gedanken machen, wie wir Bildung und Forschung wieder in den Mittelpunkt stellen, und in welcher Form wir sie in den Mittelpunkt stellen.

Und damit meine ich den viel gebrauchten, und wie mir scheint, auch manchmal missbrauchten Begriff der „Wissengesellschaft“. Manche reagieren auf die These, wir seien gerade im Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, mit Zynismus. Zum Beispiel sagen meine akademische Kollegen: „So unwissend waren unsere Studierenden doch nie. Das soll der Beginn einer Wissensgesellschaft sein?“ Das ist sicherlich ein Missverständnis, gemeint ist damit etwas anderes.

In der Anglizismen liebenden ökonomischen Literatur wird von „weightless economy“ gesprochen. Dies bedeutet in der deutschen Fassung, dass es in Zukunft im Wesentlichen um eine spezifische Form von Dienstleistungen gehen wird. Darum geht es zum Teil in immer größeren Umfange auch heute schon. Gemeint sind Dienstleistungen eines Typs, der mit Wissen und mit Intelligenz zu tun hat. Es geht um wissensbasierte Problemlösungen, es geht um das, was Ökonomen unterdessen als Wissensgüter bezeichnen. Diese Verschiebung von der produzierenden Industriegesellschaft zur Wissensgesellschaft der Zukunft, so jedenfalls die programmatischen Entwürfe, wird die Strukturen verändern, hat sie schon verändert, und wird sie weiter verändern, in denen die Wirtschaft organisiert ist, aber in denen auch die Wissenschafts- und Bildungseinrichtungen organisiert sind.

Was die Wirtschaft angeht, sei hier der Abbau von Hierarchien genannt, weg von der Weisungsökonomie, der im Grunde nach letztlich militärischen Vorbildern organisierten alten Managementtheorie, die immer noch in Unternehmen eine gewisse Rolle spielt. Da geht es um klare Verantwortlichkeiten und klare Weisungen, Weisungen, die auf der nächst tieferen

Ebene jeweils in der Linie spezifiziert werden. Nun jedoch geht es um die Etablierung flexibler Kooperationsformen, flexibel auch in der Hinsicht, dass je nach Problem unterschiedliche Personen neu zusammenkommen, Verantwortung gemeinsam übernehmen, außerhalb der Linie problemorientiert entscheiden. Und dies möglichst, ohne dass der Status, den die Einzelnen aus der Linienstruktur mitbringen, in diesen Kooperationsformen eine Rolle spielt.

Ich will mal in Klammern sagen, ich habe so eine Verwaltungsreform in München mit gemischten Ergebnissen versucht. Zum Teil ganz erfolgversprechend. Es geht auch um eine kulturelle Veränderung, die gerade für diejenigen, die in diesem tradierten System über Jahre und Jahrzehnte gearbeitet haben, nicht einfach zu verkraften ist. Da begegnen sich Untergebene in einer anderen Kooperationsform, etwa in Kommissionen, die wir eingesetzt haben. Auf einmal sind sie gleichberechtigt oder haben vielleicht sogar die Leitung einer solchen Kommission. Da ist der eigene Vorgesetzte ihnen unterstellt. Das bedeutet einen Kulturbruch, der für den Einen oder Anderen nicht so leicht zu verkraften ist. Dies hat einen kulturellen Aspekt, der sehr grundlegend ist.

Wie gehen wir mit den zunehmenden Flexibilisierungszwängen in der Gesellschaft um? Es gibt eine Bewegung in der politischen Philosophie, die als Kommunitarismus bezeichnet nun immerhin schon seit über 20 Jahren besteht. Diese Bewegung war ursprünglich eine Gegenreaktion gegen liberalistische Entwürfe, etwa von John Rawls oder Robert Putnam. Der Kommunitarismus ist unterdessen eine sehr starke Kraft geworden, die gegen zuviel Flexibilität, gegen zuviel Mobilität und gegen den Verlust der Kohäsion argumentiert. Michael Walzer spricht von den Mobilitäten nicht nur des Ortes, sondern auch der Familie, also Trennung, Wiederverheiratung, wieder Kinder haben. Es geht um soziale Mobilität über alle Schichten hinweg. Er meint auch kulturelle Mobilität, wie das Zugehörigkeitsgefühl zu bestimmten Gruppen. Diese Gruppen lösen sich auf, schwächen sich ab. Betrachtet man in den USA allein von der Statistik her die Umzüge. Die Quote der Personen, die pro Jahr umziehen ist sehr deutlich höher als in Europa, aber auch in Europa hat das massiv zugenommen. Was das für die kulturelle Verfasstheit einer Gesellschaft und für das Gefühl, zu Hause zu sein, irgend jemandem zuzugehören, Loyalitätsbindungen zu entwickeln, aber auch für die Gesellschaft insgesamt bedeutet! Das ist eine enorme Herausforderung!

In einer großen Studie aus Amerika, einer Kultur, die von ihrem Selbstbild und insbesondere von ihrem Fremdbild her eine hochmobile, liberale, individualistische Gesellschaft ist, hat sich herausgestellt, dass die Wertorientierung der Menschen zum Teil eine ganz andere ist. Da geht es nämlich um erfülltes Familienleben, Sinnstiftung, Zusammengehörigkeitsgefühl, ge-

meinsame Aktivitäten außerhalb der beruflichen Zwänge, Freundschaften und vieles andere. Wir sollten es uns nicht zu leicht machen. Es gibt hier eine Spannung zwischen den sich abzeichnenden Entwicklungen auf der einen und kulturellen, historischen, regionalen Prägungen auf der anderen Seite. Viele Werte sind nicht so ohne weiteres aufhebbar ohne Auswirkungen für die Sinnstiftung, für das eigene Leben, das Zusammenleben mit Anderen oder die Kooperationsbereitschaft.

Es gibt im Bereich des Managements die Erfahrung, dass dieser Weg zur Wissensgesellschaft auch einen neuen Typus von Arbeitnehmern hervorbringt. Da wird von „Darwiopportunisten“ oder „Darwiportunismus“ – ein Kunstwort – gesprochen. Da geht es nicht nur um „survival of the fittest“, sondern auch um die Ausbeutung der Unternehmen gewissermaßen im eigenem Interesse, mit klarer taktischer und strategischer Anlage. Das bedeutet, man schaut, was man bei dem jeweiligen Unternehmen herausholen kann, um dann auch Kapital im Sinne von Wissenskapital anzuhäufen. Das kann man dann mitnehmen und sich damit für das nächste Unternehmen interessanter machen. Die hohe Flexibilität kann also am Ende zum Teil auch denjenigen Sorge bereiten, die sie gerne fordern. Vor kurzem bei einem Kapitalmarktgespräch als Referent bei der Deutschen Bank fand ich die Berichte von Managern der Deutschen Bank außerhalb der Tagesordnung, gerade was dieses Spannungsverhältnis angeht, hochinteressant.

Ein philosophischer Exkurs

Nun will ich - als Philosoph - ein bisschen mehr philosophische Substanz in die Begrifflichkeit der Wissensgesellschaft einbringen. Ich bleibe erst mal bei diesem ganz elementaren Begriff des Wissens. Wir müssen ja irgendwie wissen und definieren, was *Wissen* ist, wenn wir von einer Wissensgesellschaft reden. Ich bin mir nicht sicher, ob wir uns da alle einig sind, was dieser Begriff alles beinhaltet.

„Ich weiß, dass etwas der Fall ist“. Wann kann ich das von mir sagen, oder, wann kann ich sagen: „Er weiß, dass p!“ Ja, p muss wahr sein. Wenn p nicht wahr ist, kann er auch nicht wissen, dass p. Das ist schon mal eine Voraussetzung, die in einer verbreiteten lockeren Begrifflichkeit, die sich in den Feuilletons aber auch in weiten Bereichen der Kultur- und Sozialwissenschaften ausgebreitet hat, meist übersehen wird. Ich weiß, dass p. Das setzt voraus, dass p wahr ist. Das ist die erste Bedingung.

Ich weiß, dass p; setzt aber auch voraus, dass ich gute Gründe habe, p anzunehmen, p zu glauben. Jetzt überlegen Sie mal, wenn das fehlt, zum Beispiel. „Du gewinnst morgen im Lot-

to“, sagt der A zu B. B gewinnt morgen im Lotto. Hat A gewusst, dass B morgen im Lotto gewinnt? Nein, denn er konnte es nicht wissen. Es war aber wahr. Erste Bedingung war erfüllt. Es war wahr. Aber er hatte keine guten Gründe für diese Behauptung, einmal angenommen, er manipulierte nicht an dem Lottosystem herum. Er hatte keine guten Gründe. Das heißt, er wusste nicht, dass er im Lotto gewinnt, auch wenn er meinte, dass er im Lotto gewinnt, und es wahr ist, dass er im Lotto gewinnt. Also: Er muss gute Gründe haben, und es muss wahr sein. Das ist das, was uns schon seit Platon bekannt ist. Im Theaitetos-Dialog, da kann man das schon nachlesen.

Bei Platon endet dieser Dialog merkwürdigerweise so, dass er sinngemäß sagt: Wir haben jetzt viele Irrtümer über Wissen ausgemerzt, zum Beispiel die Vorstellung, dass gute Begründungen ausreichen, um jemandem Wissen zuzuschreiben. Aber wirklich zufrieden können wir damit nicht sein. Die meisten haben gesagt: „Ja, warum eigentlich nicht? Das ist es doch: Wahr und gute Gründe. Das sind die zwei Bedingungen, die wesentlich sind.“ Unterdessen hat sich herausgestellt, durch einen berühmt gewordenen, wenige Seiten langen Aufsatz von Gettier in den Sechziger Jahren, dass Platon recht hat. Es müssen auch noch die *richtigen* Gründe sein. Es genügt nicht, dass man gute Gründe hat, und dass das, was man aus guten Gründen annimmt wahr ist. Man kann wunderschöne Beispiele, ich will Sie damit nicht langweilen, entwickeln, die seitdem Gettier-Beispiele genannt werden. Diese Beispiele zeigen, dass es auch noch die richtigen Gründe sein müssen.

Ich will doch eines dieser Beispiel nennen: Um vier Uhr nachmittags kommt normalerweise ein Schiff im Hafen an. Jemand schaut raus, um sich noch mal zu vergewissern, dass wirklich die Ankunft dieses Schiffes auch diesmal um vier Uhr zu erwarten ist. Es könnte ja aufgehalten worden sein. Dieser Jemand schaut, sieht am Horizont, dass sich ein Schiff nähert, und er hat die begründete Erwartung, dass dieses Schiff pünktlich eintreffen wird. Auch wenn das nun zufällig ein ganz anderes Schiff ist, das in eine andere Richtung fährt, mag es dennoch rational sein, das anzunehmen. Denn es war extrem unwahrscheinlich, dass es sich um ein anderes Schiff handelt. Es war also rational, anzunehmen, dass das Schiff pünktlich ist. Vielleicht ist es sogar wahr, dass das Schiff pünktlich ankommt, aber nicht dasjenige, das er da gesehen hat. Er *wusste* dann zu diesem Zeitpunkt nicht, dass dieses Schiff pünktlich ankommt. Das ist der Typus von Gettier-Beispielen. Philosophen sind so verrückt, dass sie darüber ganze Doktorarbeiten schreiben können. Aber es zeigt eines und zwar, dass wir uns offensichtlich klar machen müssen, welche zentrale Rolle die Begründung und der Charakter der Begründung spielt.

Daran kann man einen interessanten Unterschied zwischen dem Begriff der Informationsgesellschaft und dem der Wissensgesellschaft festmachen. Es ist der Aspekt der Begründung. Informationen setzen keine Begründung voraus. Man kann diese Information bekommen oder jene, und diese können völlig inkohärent sein. Wenn ich jemandem *Wissen* zuschreibe, dann muss das, was ich ihm im Gesamt als Wissen zuschreibe, *in einem inneren, schlüssigen, begründeten, begründbaren, gegenüber kritischen Einwänden verteidigbaren Zusammenhang stehen*. Wissen ist mehr als die Addition von Informationen.

Es ist klar, dass der Begriff der Informationsgesellschaft auf die neuen Informationstechnologien abhebt und insbesondere betont, dass die Verfügbarkeit von Informationen mit den neuen Technologien gigantisch gestiegen ist und dass die Transferkosten gigantisch zurückgegangen sind. Jetzt kommt das Paradoxon: Damit wurden bestimmte Typen von Wissen dramatisch entwertet. Viele Dinge brauche ich nicht mehr zu wissen, weil ich mir die Informationen sofort besorgen kann.

Die Frage ist: Welches Wissen ist das, was aufgewertet wird, wenn wir von der Wissensgesellschaft der Zukunft oder sogar der Gegenwart sprechen? Das kann nicht jedes Wissen sein, weil ein Gutteil unseres Wissens durch den Zuwachs an Informationen entwertet wird. Wir müssen es nicht mehr wissen, weil wir es mit einem Klick im Computer herausbekommen können. Die dramatische Zunahme an verfügbaren Informationen, außerdem die zugenommene Dynamik, in der diese Informationen permanent angereichert werden (eine These spricht von einer Verdoppelung alle zehn Jahre, ohne dass ich wüsste, wie das zu messen ist), führt nicht nur dazu, dass es ziemlich irrelevant ist, ob ich das, was ich sowieso in Sekundenschnelle erfahren kann, präsent habe. Es reicht, dass ich weiß, ich kann mir das Wissen besorgen, wenn ich es brauche.

Dies führt zu einer grundlegenden Entwertung, nämlich zu einer Entwertung des tradierten Wissens über die Generation der Eltern an die Kinder, der älteren Geschwister an die jüngeren Geschwister, usw. Dramatisch entwertet wird damit natürlich auch eine wesentliche Charakteristik der Persönlichkeitsentwicklung in fast allen Kulturen und zwar dieses Lernen von den Älteren, das Übernehmen und das sich Orientieren. Natürlich gibt es das nach wie vor. Dieses Wissen ist für eine normale Persönlichkeitsentwicklung absolut unverzichtbar. In den konfuzianischen Gesellschaften gibt es da eine noch stärkere Spannung zwischen der modernen Informationsgesellschaft und dem tradierten Wissen. Dies wirkt sich stark auf die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern aus, das zeigen diese oft traurigen Berichte über Suizide in Japan, die wegen dieses Spannungsverhältnisses bei den Jugendlichen vorkommen.

Es gibt also ganz entgegen dem, was man zunächst meinen könnte, nicht nur eine umfassende Aufwertung von Wissen, sondern es gibt zugleich eine Entwertung von Wissen in unterschiedlichen Formen. Welches Wissen ist jedoch das entscheidende? Ich verwende jetzt einen Begriff, den ursprünglich Mittelstraß eingeführt hat, Jürgen Mittelstraß, Universität Konstanz. Es geht um das *Orientierungswissen*. Es geht nicht um beliebiges Wissen beliebiger Art, sondern um einen spezifischen Typus von Wissen, nämlich um Orientierungswissen. Es ist nicht leicht, dieses Wissen präzise abzugrenzen, diesen Typus von Wissen, um den es in der Wissensgesellschaft der Zukunft in erster Linie gehen wird.

Mir scheint folgende Herangehensweise hilfreich zu sein: Wir haben zwei Grundelemente in unserem alltäglichen und unserem beruflichen Leben. Auf der einen Seite müssen wir uns orientieren, *wie ist die Welt beschaffen*, und auf der anderen Seite muss ich in der Lage sein, zu *entscheiden*. Diese beiden Dinge sind natürlich miteinander eng verkoppelt. Neurophysiologen erzählen, dass diese Verkoppelung sehr komplex ist. Es gibt zum Beispiel bestimmte Hirnverletzungen, bei denen der Intelligenzquotient nicht sinkt. Verletzungen vor allem im Frontallappen sind charakteristisch für diese Beispiele. Komischerweise entwickeln diese Menschen ganz seltsame und zum Teil selbstzerstörerische Verhaltensweisen. Nach solchen Verletzungen können sie zum Beispiel in ihrem Beruf nicht mehr die Dinge zum Abschluss bringen, sondern machen immer weiter und ähnliches.

Aus traditioneller Sicht fragt man sich, was brauche ich, um richtig zu entscheiden? Ich brauche ein paar Ziele, dann muss ich Dinge richtig erkennen, dann setze ich die Mittel richtig ein, um diese Ziele zu erreichen. Gute Ökonomen werden sofort ausführen können, wie das geht und beziehen sich dabei auf die Entscheidungstheorie. Da geht es um kognitive Intelligenz, rationalen Mitteleinsatz, man braucht natürlich noch einen Werte-Input und eine Nutzenfunktion. Der Nutzen darf dann auch das persönliche Wohlergehen sein, das entsprechend den Rahmenbedingungen gestaltet wird und das Wohlergehen von Unternehmen einbezieht. Neurophysiologische Forschungsergebnisse zeigen jedoch, so einfach ist es nicht. Reale Entscheidungsprozesse scheinen viel komplexer zu sein.

Das Orientierungswissen hat zwei Dimensionen, eine genuine, nennen wir sie die kognitive, oder eher epistemische: Ich muss mich in der Welt orientieren können, was ist der Fall. Auf der anderen Seite, in Anklang an die Stoa, eine konative: Ich muss in der Lage sein, Ziele zu setzen, Strukturen in mein Leben und in die Handlungsweisen im Laufe meines Lebens bringen. Dies war das Thema meines letzten Büchleins „Strukturelle Rationalität“, bei Reclam 2001 erschienen. Mein Leben muss eine innere Kohärenz aufweisen. Zum Beispiel ich kann

nicht zu jedem Zeitpunkt wieder neu optimieren. Das ist der Homunkulus, nicht der Homo oeconomicus, sondern der Homunkulus oeconomicus, der zu jedem Zeitpunkt neu optimieren würde. Der wäre dann als Person nicht mehr erkennbar. Man wüsste gar nicht, für was steht er, an was orientiert er sich, was ist für ihn wichtig. Er würde auch gar kein Projekt mehr, oder nur ganz wenige Projekte kohärent zu Ende bringen können.

Man muss Strukturen in sein Berufsleben, in sein Privatleben und seinen Ausbildungsgang legen. Diese Fähigkeit ist nicht einfach damit gegeben, dass die entsprechenden kognitiven Fähigkeiten vorhanden sind. Da ist mehr verlangt. Und so laufen diese kognitiven (oder epistemischen) und diese konativen (oder präferziellen) Orientierungen zusammen. Sie verkoppeln sich miteinander, und zusammen ermöglichen sie erst ein kohärentes Urteilen und Handeln. Das ist nicht voneinander abzulösen. Das ist die Basis von Orientierungswissen, wenn man das so interpretiert, wie ich es jetzt skizziert habe, dann hat Orientierungswissen auch eine *normative Dimension*. Was sollte ich tun? Orientierungswissen bietet Antworten auf die Frage, was sollte ich tun, nicht nur Antworten auf die Frage, was ist der Fall.

Fassen wir das Resultat dieser Überlegungen noch mal kurz in vier Punkten zusammen:

- (I) Tradiertes Erfahrungswissen wird entwertet durch die Entwicklung der modernen Wissensgesellschaft.
- (II) Faktenwissen wird ebenfalls für weite Bereiche entwertet, nicht aufgewertet, sondern eher entwertet.
- (III) Orientierungswissen wird aufgewertet.
- (IV) Die Stärke, die Freudianer gerne Ich-Stärke nennen, die Stärke der Persönlichkeit, sich in unübersichtlichen Situationen zu orientieren und handlungsfähig zu bleiben, wird ganz essenziell.

Bildungsideale

Damit bin ich beim dritten Teil. Wie auch im Vortragstitel angekündigt: Es geht um *alte Bildungsideale und neue Herausforderungen der Wissensgesellschaft*. Ich habe zuerst Ausführungen zu den neuen Herausforderungen gemacht. Lassen Sie uns wieder einen Moment zurücktreten. Vielleicht ist ja doch nicht alles so wahnsinnig neu unter der Sonne, wie es uns zunächst scheint. In der Tat gibt es ein faszinierendes Phänomen. Die Bildungseinrichtungen der Antike, die seit der griechischen Klassik für die Gesellschaftsentwicklung eine so zentrale

Rolle gespielt haben, diese Bildungsinstitutionen sind jeweils erstarrt und waren der kulturellen Dynamik nicht mehr gewachsen. Das erste schöne Beispiel ist Platon. Platonische Philosophie ist ein Aufstand gegen das damalige kanonische, etablierte Bildungswesen seiner Zeit.

Das war instrumentalistisch. Man muss lernen, so zu argumentieren, dass man auch schlechte Sachen, Sachen, die nicht wahr sind, dem Anderen aufreden kann. Das jedenfalls ist Platons Kritik an der Rhetorik. Rhetorik ist deswegen für Platon eine Schattenwissenschaft. Da geht es nicht um Wahrheit, sondern nur, wie ich jemanden dazu bringen kann, etwas anzunehmen, unabhängig davon, ob es wahr ist oder falsch. Rhetorik ist eigentlich eine Vorform dessen, was heute die Rechtsanwaltschaft ist. Diese Auffassung wurde damals vor Versammlungen vorgetragen. Diese Versammlungen haben dann Richtersprüche gefällt, und einem dieser Richtersprüche ist Sokrates dann zum Opfer gefallen. Er wurde zum Tode verurteilt.

Die zweite kritische Ausrichtung war die der Sophistik. Damit ist manchmal auch Wortstreitkunst gemeint, dass man sich nicht mehr an dem orientiert, was das Ganze zusammenhält (das ist nach Platon die Idee des Guten. Das Wahre und das Gute sind nach Platon unauflöslich miteinander verbunden), sondern dass man in einer Vielzahl von Einzelbereichen Fakten vermittelt und ansammelt, sich für dieses und jenes interessiert, ohne eine innere Kohärenz herzustellen. Der Polymathes, der Vielwischer, ist dann das Resultat. Das sind die zwei Hauptstoßrichtungen der platonischen Kritik. Das müsste uns merkwürdig vertraut vorkommen, aber das ist 2500 Jahre her.

Um noch mal ein bisschen näher an unsere Zeit heran zu kommen. Ohne den frühen Humanismus ist die Moderne kaum zu verstehen. Das ist nicht die Entdeckung und dann Eroberung Amerikas, nicht so sehr der Buchdruck, so wird das üblicherweise dargestellt. Es ist auch nicht der Protestantismus, bei aller Wertschätzung, sondern es ist der frühe Humanismus, der den Nukleus bildet für alles, was dann kommt, für die moderne Welt. Er wendet sich gegen autoritäres und durch Autoritäten vermitteltes Wissen, gegen tradierte Schullehren, was man heute als Scholastik bezeichnet. Es geht ihm um das Neu-denken, Selbst denken, Selbst lesen, die Dinge anschauen, *res et verba*, nicht nur lesen, was Aristoteles oder Thomas von Aquin geschrieben haben, sondern sich die Dinge selber vor Augen führen, kurz, *sich ein eigenes zu Urteil* bilden. Das setzt voraus, dass ich nicht nur nachkaue, wiedergebe, was mir schulische Autoritäten vorgeben, sondern, dass ich selbst anfangs, forschend mich zu bemühen. Das ist die Grundidee des Humanismus.

Um das aufzubrechen sagen die Humanisten: „Lest doch mal die Alten, die waren doch schon mal soweit.“ Dann kommt die ganze griechische und zunächst lateinische Tradition ins Spiel, die so wichtig für die Entstehung der frühen Moderne war. Aber das ist eher ein Hilfsmittel. Es geht im Wesentlichen darum, zum Selbstdenken zu führen, weg vom Schulwissen. Scholastik meint nichts anderes als Schulwissen, kanonisiertes Schulwissen, das über Autoritäten von Generation zu Generation vermittelt wird. Realitätsbezug, das ist die Idee der Wissenschaft, um dem Prinzip Hoffnung gerecht zu werden.

Im 19. Jahrhundert kommt auf einmal ein Reformier, Anthropologe, Philosoph und außerdem noch Ministerialbeamter, nämlich Wilhelm von Humboldt auf die Idee der deutschen Reformuniversität. Wir wollen uns nachher auf dem Podium darüber streiten, wie denn so was Verrücktes noch aktuell sein kann. Dieser Wilhelm von Humboldt hat auf einmal eine Idee von einer nur an Wissenschaft orientierten Einrichtung. Diese nennt er Universität. Vorher gab es vier Fakultäten. Drei für die menschliche Gesundheit, zum einen Medizin, zum Zweiten das Recht, das ist sozusagen die Gesundheit des Staatskörpers, und die Theologie, die Gesundheit der Seele. Das waren drei Fakultäten, in denen es vor allem um praktische Anwendung ging. Diese waren nutzenorientiert, anwendungsorientiert, berufsorientiert, ganz modern. Nur in einem dieser Bereiche, der philosophischen Fakultät, bei den artes liberales, also außerhalb dieser drei Fakultäten angesiedelten Fächer, gab es einen Bereich, der eher propädeutischen Charakter hatte. Da lernte man ein bisschen Logik, ein bisschen Literatur und ein bisschen Philosophie und Geschichte. Dort wurde in Ansätzen das betrieben, was später zur Wissenschaft wurde.

Es gibt eine schöne Auseinandersetzung zwischen Kant und den damaligen staatlichen Autoritäten um die Wissenschaft: „Der Streit der Fakultäten“. Kant schreibt einen herrlichen, langen Brief an seinen Fürsten, untertänigst, in dem er mit feiner Ironie darauf hinweist, der Staat habe selbstverständlich zu kontrollieren, wie die drei Oberen - so hießen diese Fakultäten - ausbilden. Schließlich gehe es darum tüchtige Juristen auszubilden, Priester und Ärzte. Aber da gab es noch eine Fakultät, die nannte man damals die Untere Fakultät, die sei nur der Wahrheit verpflichtet. Ergo, habe sich der Staat da rauszuhalten und die Kirche auch. Da geht es nur um Erkenntnis. Bei Schellings Geburt 1775 war die Philosophie immer noch eher Hilfswissenschaft. Nach Schellings Tod 1854 war die Philosophie auf einmal oberste Wissenschaft und Mutter der Wissenschaften geworden, aus der sich das gesamte heutige Spektrum der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften ableitet, das gesamte Spektrum, bis auf Theologie, Medizin und Recht. Wilhelm von Humboldt hat damit die Reformuniversität Berlin und

die nachahmenden Reformuniversitäten in ganz Deutschland etabliert, die die deutschen Universitäten innerhalb weniger Jahrzehnte an die Spitze der Welt brachte.

Das Merkwürdige ist - ich weiß nicht, ob hier Wissenschaftspolitiker unter uns sind, die hören das nicht gerne - wenn heute gelegentlich, in Unkenntnis auch der Finanzierungsbedingungen gesagt wird, schauen wir doch mal in die USA wie das an der Harvard-Universität mit dem Betreuungsverhältnis 1:7 funktioniert. Es gibt Fachleute hier, die das viel genauer darstellen können. In Deutschland ist das Betreuungsverhältnis der Hauptfachstudenten pro Professor durchschnittlich 1:30, im Fach Politikwissenschaft 1:60, am Institut, an dem ich jetzt lehre, 1:240. Wenn man das vergleicht, dann wird man feststellen, die amerikanischen Universitäten haben dieses Erbe der Humboldtschen Reformuniversitäten in wesentlichen Elementen erhalten. Übrigens nicht nur dort, sogar an State Universities. Ich habe in Minnesota, einer mittleren State University, als Gastprofessor gelehrt. Da ist noch viel mehr vom Humboldtschen Geist zu spüren als an den deutschen Universitäten. Ich will jetzt Humboldt nicht idealisieren. Da gibt es auch sehr viel bedenkliche Elemente, etwa die Vorstellung, dass alles in einem Prinzip letztlich zusammengefasst werden müsse, und dass jedes Wissen Prinzipienwissen sei. Da sind philosophische Vorfestlegungen enthalten, die man sicher nicht akzeptieren kann. Aber der Kern der Humboldtschen Universitätsidee ist hochaktuell:

Die Idee der *zweckfreien* Wissenschaft und Forschung, die Idee der *Persönlichkeitsentwicklung* durch die Konfrontation mit der Wissenschaft. Die Idee, die Schule solle junge Menschen reif für die Wissenschaft machen, aber Schule mache noch keine Wissenschaft, deswegen die klare Unterscheidung zwischen Schule und Universität. Wenn die Universität beginnt, dann beginnt das *selbstorganisierte* Leben, und das ist ein Leben, das durch die Wissenschaft erst seine Konturen gewinnt. Nur die Wenigsten können lediglich für die Wissenschaft leben. Diesen inneren Antrieb haben nicht viele, auch die notwendige Begabung und Neigung haben nicht viele. Aber, meint Humboldt, wir sollten das pflegen und eine Scheu haben, diejenigen zu behindern, die dafür die Begabung und die Fähigkeit haben. Und diejenigen, die diese Begabungen haben, sollten sie entwickeln, aber nicht im eigenen Interesse - das mag hinzutreten - sondern um wieder etwas zurück zu geben. Das mag altmodisch klingen, aber es ist hoch aktuell.

Aktualität und Erneuerung

Die Humboldtsche Grundidee ist, dass Wissen und Wissenschaft etwas ist, das sich aus einer inneren Dynamik heraus entwickelt, also nicht externen Zwecksetzungen unterworfen werden

kann, ohne dass es schweren Schaden nimmt. Ich weiß, es gibt Ausnahmen. Anwendungsorientierte Wissenschaft ist völlig in Ordnung, aber die wissenschaftliche Dynamik, ihr Kern, entwickelt diese Dynamik aus sich selbst heraus. Das muss das primäre movens sein. Was sich unterdessen verändert hat, sind natürlich die Forschungsmittel, die zur Verfügung gestellt werden, die gewisser Steuerung bedürfen. Aber das muss aus der eigenen, internen Wissenschaftsdynamik kommen. Wissenschaft lässt sich nicht instrumentalisieren.

Auch diejenigen, die Wissenschaft nicht zu ihrem Beruf machen, können ihre Urteilskraft, ihre Fähigkeit, sich ein eigenes Urteil zu bilden nutzen und später im Leben in ganz anderen Bereichen bestehen, im Sinne von Orientierungswissen und Entscheidungsfähigkeit durch Konfrontation mit der Wissenschaft. Es ist ein Irrtum, so weit verbreitet er in der Wissenschaftspolitik ist, dass diese Art der wissenschaftlichen Ausbildung nur für die späteren Wissenschaftler Sinn macht. Umgekehrt wird ein Schuh draus. Die späteren Wissenschaftler hätten immer noch Zeit, diese Fähigkeiten zu entwickeln. Die, die nachher die Universität in andere Berufe verlassen, die haben die Chance, innerhalb einer kurzen zeitlichen Frist diesen Reifungsprozess - ich meine ganz bewusst auch die Persönlichkeitsentwicklung - durch zu machen, wenn man sie nicht verschont, wenn man ihnen nicht die verlängerte Schule bietet, sondern echte Universität. Die Schule ist lang genug mit dreizehn Jahren, oder demnächst zwölf Jahren, die muss irgendwann ein Ende finden.

Wir laufen gegenwärtig Gefahr, dass wir die Schule verlängern, zu weit ins Erwachsenenleben hinein und damit die ohnehin bestehende Tendenz einer verlängerten Adoleszenz weiter ausdehnen. Wir müssen dieses alte Bildungsideal - nennen wir es das humanistische Bildungsideal - und ich denke dabei nicht nur an Wilhelm von Humboldt, sondern von Platon über Petrarca bis zu Humboldt, revitalisieren. Die pietistische Gegenidee der stärkeren Konfrontation mit den Realia, sichern wir dadurch, dass wir die Bedingungen, wie sie heute bestehen, ernst nehmen, das heißt zum Beispiel, die der Globalisierung.

Bei Humboldt ist die Rede davon, der deutsche Charakter sei so, dass man nur die entsprechenden Bedingungen schaffen müsse und schon entwickelt sich die entsprechende wissenschaftliche Hochleistung. Bei Humboldt ist auch davon die Rede, dass auf diese Weise der Nationalcharakter geformt werde. Das ist vorbei. Es mag mal eine Rolle gespielt haben. Heute geht es darum, in einem Feld der unterschiedlichsten kulturellen Einflüsse und Traditionen, der unterschiedlichsten Herkünfte, eine Gemeinsamkeit zu schaffen, nämlich die Gemeinsamkeit des Rationalen, der rationalen Verständigung, über Fragen, was ist der Fall, und über Fragen, was sollte ich tun.

Es ist eine Tatsache, dass wir uns beispielsweise zunehmend einig sind, nicht in der Praxis, aber wenigstens in der Theorie, dass die Menschenrechte unverletzbar sind. Sogar über die Ausweitung des Menschenrechtskatalogs herrscht weitgehend Konsens. Dies zeigt, dass eine solche Verständigung über die Kulturen möglich ist und Sinn macht. Erst recht gilt das für die epistemische Dimension. Es gibt eine internationale, wissenschaftliche Community über alle kulturellen Differenzen hinweg. Die Gegenentwürfe von unterschiedlichen Varianten des Relativismus und Skeptizismus der Gegenwart, die meinen, das ist alles kulturgebunden, sogar sprachgebunden, usw., haben sich schlicht als falsch herausgestellt. Die Verallgemeinerung der Wissenschaft kennt keine kulturellen Grenzen: Mathematik und Informatik in Indien oder China sind sehr erfolgreich, die unterschiedlichen Entwürfe auch in den Sozialwissenschaften, die sind kommunizierbar. Es kann keine Rede davon sein, dass das nichts anderes wäre als eine Art eurozentrischer Imperialismus, der sich weltweit ausbreitet. Ich glaube, es wäre ein Irrtum, das so zu sehen.

Hat diese Vision der Wissensgesellschaft hinreichend Realitätsgehalt? Sie hat mit dem Zusammenbruch eines Teils der New Economy erst mal einen Rückschlag erlitten. Wie es sich in den neunziger Jahren herausstellte, war dann die Dynamik doch nicht so groß, wie man dachte. Das Zurückdrängen des ersten und des zweiten Sektors ist dann doch nicht so ausgeprägt gewesen. Tatsache ist, dass Deutschland unterdessen auf dem Weltmarkt relativ gut dasteht, obwohl es in der New Economy eine ziemlich schlechte Bilanz hatte. Maschinenbau zum Beispiel, wer dort stark ist, kann sich immer noch ganz gut behaupten. Wie lang das noch hält, wird man sehen.

Ich will und kann darüber nicht urteilen, wie schnell dieser Prozess vorangeht, aber wenn dieser Prozess im Großen und Ganzen richtig beschrieben ist, ich habe eine Beschreibungen nur angedeutet, dann ist es ein allgemeiner Prozess. Dann betrifft das nicht mehr eine kleine Schicht von Wissensarbeitern, sondern dann betrifft das in der Tendenz am Ende alle. Das bedeutet natürlich auch, dass das Bildungssystem entsprechende Angebote machen muss, das alle sich in einer solchen Gesellschaft zurechtfinden, also das notwendige Orientierungswissen mitbringen, urteilsstark sind, sich in unübersichtlichen Situationen zurecht finden. Das liegt auf der Hand.

Wenn wir in diesen Jahren versuchen, unseren Bildungseinrichtungen wieder eine neue Dynamik und neue Inhalte zu geben und durchaus mit mehr Vision in diesen Prozess hineingehen, und uns fragen, wie stellen wir uns eigentlich eine Gesellschaft vor, in der das Wissen eine so zentrale Rolle spielt, dann dürfen wir uns eine Gesellschaft nicht so vorstellen, dass

dort ein Drittel gestalten kann und zwei Drittel bestenfalls die Nutznießer sind, die einen partizipieren, die anderen konsumieren – so wird und so darf es nicht kommen: Die Wissensgesellschaft der Zukunft muss inklusiv sein, die humanistischen Ideale bleiben aktuell.